

Ecke Mensch/Römerstrasse

Ein Besuch bei Gyjho

Matthias Scheel

Gespräche mit Gyjho sind immer zugleich vergnüglich und inspirierend für mich gewesen. Ob im Dialog oder als Erzähler, stets gehen bei ihm Witz und Tiefsinn fließend ineinander über. Diesmal ist er selbst das Thema: Der Künstler, der Rückschau hält auf vierzig Jahre Malerei.

Der Bezug seiner Arbeit zum Globalen, zum Kosmischen, zum Universalen ruft die Frage nach den Wurzeln auf. Gyjho ist ein Reisender, und das nicht deshalb, weil er viele Reisen unternommen hat, sondern weil er bewusst und bejahend dem Prinzip des Wandels folgt. Reisen bildet ja nicht nur, es verwandelt auch, das ist der Sinn des Reisens. Wer sich Wandlungen aussetzt, läuft immer Gefahr, sich zu verlieren. Sind die Wurzeln jedoch stark genug, wird, wer sich verliert, auch wiederfinden; dann wird, um es à la Joyce zu sagen, *der längste Umweg der kürzeste nach Hause*.

Man schrieb das Jahr 1972, und für einen 17jährigen dauerte es damals noch vier Jahre bis zum offiziell volljährigen Erwachsensein. Der Jüngling, der sich mit 500 DM in der Tasche per Anhalter auf den Weg nach Indien machte, war also nach damaligen Begriffen noch ein Kind. Doch hatte er das Wichtigste schon gefunden, sein Ausdrucksmittel, die Malerei.

Indien - was an diesem Klang befeuerte den jungen Kerl? Sehnsucht nach Freiheit und Weite, das Fernweh der Jugend, verknüpft mit vagen Vorstellungen von Weisheit und Harmonie. Aber der legendäre HippieTrail über die Türkei nach Indien war bereits in Verruf geraten. Drogenmissbrauch, Geldgier und allseitige Verachtung prägten inzwischen die Perspektive der Durchreisenden.

Der junge Langhaarige sah sich mit archaischen Machtverhältnissen und einer mittelalterlichen Auffassung von Religion konfrontiert, und vor allem mit der Kehrseite dieser Realität, mit der Willkür einer surrealen Bürokratie, mit menschlicher Niedertracht und Lust an Gewalt, und dazu noch mit der Cholera.

Die Erkrankung ließ diesen Trip vollends zum Albtraum geraten. Der Körper konnte nichts mehr aufnehmen, weder Nahrung noch Flüssigkeit, und entsprechend war er ein Schatten seiner selbst, der Pakistan durchquerte und endlich die indische Grenze erreichte. Diese war wegen kriegerischer Spannungen bis auf weiteres geschlossen. Doch da war für diesen Schatten in seinem Elendszustand das ursprüngliche Ziel schon gar nicht mehr relevant.

Es war dort in Lahore der blanke Überlebenstrieb, der ihn noch auf den Beinen hielt; der ihm half, sich zum Krankenhaus zu schleppen; welches er angesichts der Leichen, die sich da schon vorm Eingang stapelten, als die falsche Adresse zum Weiterleben erkannte.

Als habe der Regisseur des Schicksals, um dem Jüngling die romantischen Flausen restlos auszutreiben, das ehrwürdige Diktum des Humanismus: Edel sei der Mensch, hilfreich und gut, gezielt in einen Witz verwandelt. Und da eben wendet sich das Blatt.

An diesem Punkt, sterbenskrank und allein, steht ihm ein Landsmann bei, der ähnliches durchgemacht hat; der ihm zu einem Schlupfwinkel verhilft, wo er sich mit Milchpulver und Tabletten soweit wieder aufzupäppeln vermag, dass die Lebensgeister zurückkehren.

Was dann geschieht, als die ersten Brotkrümel im Körper bleiben und Kraft entfalten, diese Wiederbelebung, ist ein tiefgreifendes Erlebnis, ein wahres Wunder, begleitet von einem Hochgefühl sondergleichen. Nun ist wieder ans Reisen zu denken, und es kommt nur die eine Richtung infrage: heimwärts, und zwar auf derselben Überlandroute, auf der er gekommen ist, denn am Budget, ein Dollar pro Tag, hat sich nichts geändert.

Er braucht jetzt noch Passbilder für die Reisedokumente. Was er nicht braucht, sind die Fotos einer verhutzelten pakistanischen Oma. Solche will ihm der Mann, der ihn tags zuvor fotografiert hat, nämlich andrehen. Der nun nicht mehr ganz so schattenhafte Schatten seiner selbst wird sauer. So eine Dreistigkeit kommt ihm selbst für die hiesigen Verhältnisse zu absurd vor. Er streitet mit dem Fotografen, beharrt darauf: Das bin doch nicht ich auf diesen Bildern! Bis dann der Mann versteht, was los ist, und das Problem ganz einfach löst, indem er einen Spiegel herbeiholt.

Auf diese Art weiß Gyjho von vielen Reisen zu erzählen: hinführend zu einer bildhaften Szene, die den Augenblick widerspiegelt, in dem „der Groschen fällt“, poetisch ausgelöst. So auch bei den gelungensten seiner Gemälde: ein Erkenntnisprozess verdichtet bis zu der Momentaufnahme, in der „ein Licht aufgeht“, ästhetisch ausgelöst.

Insofern man Eigenständigkeit als eine Grundbedingung des Künstlertums begreift, ist es nur konsequent,

zum akademischen Kunstbetrieb Distanz zu wahren. Allein das schützt aber den angehenden Künstler noch nicht davor, ins Fahrwasser von Ideologien und den ihnen anhängigen Kunst-Moden zu geraten. Es kann sogar zum Außenseitertum verlocken, dazu, sich zwanghaft als Rebell zu profilieren, um nur bloß nicht mit dem Zeitgeschmack konform zu gehen. Was vor solcher Attitüde schützt, ist die Art von Selbstbewusstsein, die von einer Erfahrung des Überlebens zurückbleibt: ein gefestigter Verlass auf sich selbst, aus dem heraus man als Autodidakt, wie in Gyjhos Falle, seiner Fähigkeit vertraut, selbstständig zu lernen, selbst zu denken, sich selbst zu erziehen.

Je stärker der Drang ins Geistige, umso wichtiger die Erdung. Nur ein solide verwurzeltes Ich widersteht dem Sog ins Grenzenlose und lernt die Kunst, zwischen Himmel und Erde sich in Balance zu halten. Aus dieser Lebenskunst erwächst dem Künstler sein essentielles Kapital: der Sinn für Proportion.

Bei Gyjho ist es die robuste schwäbische Bodenständigkeit, die der Abdrift seines luziden Geistes verlässlich entgegenwirkt. Nicht zufällig hat Japan es ihm besonders angetan. Man ist im Bodenlosen dort verwurzelt.

In der zen- inspirierten Ästhetik der Prägnanz ballt sich ein Maximum an Bedeutung zu einem Minimum an Form. Doch erst wenn Form und Inhalt in eins zusammenfallen, ist das Ideal erfüllt. Und Zen weiter in Richtung des Ideals komprimiert ergibt das Koan, den kurzen Rätselspruch, der den konditionierten Verstand dazu zwingt, seine Beschränktheit aufzugeben, mitsamt seinem Konzept vom Idealen und der Polarität von Inhalt und Form.

Ein gemaltes Bild ist, was sichtbar zurückbleibt von der Bewegung durch geistigen Raum, und der Titel des Gemalten ist der Code, der Zugang in diesen Bildraum gewährt, und der in seiner Funktionsweise, wie Gyjho sie beschreibt, einem Koan ganz ähnlich ist: Ein Geländer, an dem man sich festhalten kann, bis man Tritt gefasst hat, um es dann loszulassen.

Wiederum die Koan Sphäre komprimiert, ergibt das typisch Gyjhosche Gyjon (wirksam als Blitzpille gegen Hexenschüsse, Weltschmerzen und komatöse Zustände).

Irgendwann beherrscht der Künstler sein Handwerk, seine Methode der Erkenntnis, sowie die professionellen Mechanismen. Er wird seiner Mentoren gedenken und bereit sein, selbst die Rolle des Mentors zu übernehmen. Doch wird er wohl kaum freiwillig aufhören zu lernen. Nach vierzig Jahren Malerei fühlt Gyjho sich immer noch als Schüler.

Er vergleicht seine Arbeit mit der des Archäologen, der Schicht um Schicht vom Vorhandenen abträgt; der also findet und nicht erfindet. In solchem Selbstverständnis ist kein Platz für Egozentrik oder allmächtiges Gebaren. Man betrachtet die Geschichte der Kunst aus immer neuen Perspektiven und mit dem Älterwerden ist es gerade die Frage der Verantwortung, die an Bedeutung gewinnt, oder wie Gyjho es ausdrückt: „*Ich muss mich immer wieder fragen, ob ich überhaupt noch eine Lizenz habe.*“ Und immer wieder kann nur das nächste Werk die Antwort darauf geben. Indem er sein Gesamtprojekt New Planet nennt, holt er weit aus. In diesem Titel - wie in jedem Gyjon, wie auch in jedem Koan - liegt ein Quantum mehr an Frage als an Antwort, und zwar naturgemäß; denn weil das Fragen dem Antworten vorausgeht, hat es immer diesen kleinen Vorsprung im Erkenntnisprozess: den gewissen Mehrwert der richtigen Frage gegenüber jeglicher Antwort.

Kunst wirkt, das ist wohl klar. Aber wie? Was bewirkt sie? Und wie verantwortet man ihre Wirkung? Unsere heutige Lebenswelt ist bereits ein Produkt der Künste. Wenn auch der „Weltstoff“ noch längst nicht umgewandelt, sprich vermenschlicht ist, so scheint das doch unübersehbar die Tendenz zu sein. Kann aber Mensch dieses MetaProjekt, die Vermenschlichung, wertend irgendwie beurteilen? Zumindest darf man vermuten, dass alles davon abhängt, nach welchem Menschenbild wir den Weltstoff wandeln wollen. Was bedeutet uns New Planet?

Wir staunen. Ganz gleich, ob wir nun Mensch als den sich seiner selbst bewusst gewordenen Affen sehen, als kosmischen Anthropos oder einfach naiv als Schöpfer seiner selbst: wir staunen über unseresgleichen. Und wir staunen über die Bedingungen unseres Daseins, über Zeit und Raum: darüber, dass man jetzt Elektronen mit einem Blitz fotografiert, der das Milliardstel einer Milliardstelsekunde dauert, sowie darüber, dass man nicht mehr eine bis sechs Millionen Atome braucht, um ein Bit aufzubauen, sondern dass inzwischen ein Atom dazu reicht.

Als uneingeweihter Nichtexperte kann ich die Ergebnisse solcher Errungenschaften, die mich in Form der heutigen Technologie umgeben, nur als Zauberei empfinden. Denn ich weiß, dass all die technischen Wunderwerke auf Theorien beruhen, die, wenn auch experimentell bestätigt, doch nur begrenzt gültig sind. Dass die Modelle, die auf solchen vorläufigen Theorien fußen, in der technischen Anwendung tatsächlich funktionieren, ist das eigentlich große Wunder. Doch wenn eine Rechnung aufgeht, bestätigt

das nicht unbedingt die Richtigkeit der angewendeten Formel, sondern nur, dass es gelungen ist, den Gegenstand der Berechnung dieser Formel anzupassen. Dieser Erfolg, zur Gewohnheit geworden, lässt uns immerzu die Landkarte mit der Landschaft verwechseln.

Unserem Staunen ist deshalb ein Gutteil Skepsis beigemischt, und was stattfindet, wenn sich die Freunde bei Gjyho zum „Tamtam“ versammeln, um gemeinsam zu forschen, ist ein Zurechtrücken, ein Lockern festgefahrener Anschauungen, ein Arbeiten an den „Landkarten“, ein stetes Aktualisieren des Big Picture. Mensch setzt also pro Atom ein Bit, gibt das Rechnen an die DNS ab, lässt seine Gerätschaften sich selbst programmieren, dringt ein in sub- nanometrische Sphären. Das erzeugt die anhaltende Beschleunigung, in deren Sog der Fortschritt sich gleichsam umkehrt. Der Quantencomputer, die Datenbrille, der Biochip: kaum marktreif und schon antiquiert. Absehbar, dass davon auch erfasst wird das Reden über Technik: Wenn die Inhalte im Prozess der Formulierung schon veralten, wird auch der Diskurs selbst anachronistisch. Und die Probleme der Menschheit? Werden weiterhin von hier nach da verschoben, nur eben jetzt in Milliardenstelligkeiten. Mensch hat also seine Antiquiertheit zu verarbeiten. Wird er weiterhin, vom Alltag hypnotisiert, seine Rolle als das Fortpflanzungsorgan der Maschinen akzeptieren? Wird ihm die tägliche Dosis Future Shock zum Lebenselixier? Oder wird sie schleichend zur völligen Insuffizienz des Herzens führen? Was bedeutet uns New Planet?

Der Maler nutzt die digitale Technik, um sein Werk als holografisch projizierten Raum begebar zu machen. Der Betrachter tritt ein in das gemalte Bild und erlebt es als Umgebung. Ab hier ist es nur noch eine Frage der Ausgestaltung, der Verfeinerung, und der Gewöhnung, bis man dieses Gemenge aus Rückkopplungseffekten zwischen dem Realen und dem Virtuellen als natürlich empfunden.

Stellen wir uns vor, Gjyho malt diese Geschichte weiter: Man hat den Eintritt in das Bild schon längst vergessen, weiß gar nicht mehr, dass man ein Teil davon geworden ist. Man ist geschrumpft zur bloßen Rechengröße, Faktor h , und doch fühlt man sich, sieht sich, stellt eine Menschenfigur dar und ist als solche Maßstab sämtlicher Verhältnisse. Man ist, sagen wir, Forschungsreisender, heißt zufällig Gjyho und kommt aus der Zukunft. Man entdeckt in einer Höhle uralte Malereien und erkennt sie als seine eigenen...

Welch Selbsterkenntnis! Welch Erinnerung! Oder um es mit einem Gjyho auszudrücken: Mensch Maya! So offensichtlich gerät der ganze Materialismus zu einem Trip in die Umwandlung hinein, in die totale Digitalität: Auflösung, die gleichzeitig Verengung ist; eine Reise ins immer Kleinere, die ab irgendwo per Teleportation sich fortsetzt. Das Ziel, so wie es Gjyho der Logik dieser Bewegung folgend postuliert, ist das Nadelöhr, das Tor vom Mikroin den Makrokosmos, durch das wir körperlich nur digital hindurchpassen.

Der Höhlenforscher aus der Zukunft, am heutigen Jetztpunkt angelangt, erkennt in seinem Werk, panoptisch unter dem Gesamttitel New Planet, eine Bewusstseinsstufe auf dem Weg zur Erneuerung der alten Erde; auf dass sie und ihre Bewohner von Erneuerung zu Erneuerung fortexistieren mögen.

Wenn auch gegenwärtig die von Allmachtsphantasien beherrschte Praxis der Totaldigitalisierung noch ein starkes Momentum in Richtung Umnachtung und Absturz erzeugt, könnte sich der Digitalismus, modellhaft verstanden, als die brauchbarste Denkfigur zur Überwindung unserer dualistisch aufgebauten Weltwahrnehmung erweisen; nämlich gerade weil die Zerlegung des Weltganzen in Nullen und Einsen auch den Glauben an die Wirklichkeit von simulierter Materie zerlegen wird. Denn das, wofür die Null steht in ihrem Gegensatz zur Eins - das Nichts gegenüber dem Sein -, existiert ja nicht tatsächlich, weshalb nur letzten Endes übrig bleiben kann, was ist.

So holt der materialistisch versponnene Mainstream über den digitalen Umweg sich selbst wieder herunter auf den Teppich der Ganzheit.

Und nach der ganzen aufwändigen Transmutation - wer, fragt Gjyho, tritt uns durchs besagte digitale Nadelöhr entgegen? Siehe - und die Antwort aktualisiert im Handumdrehen Nietzsches *ewige Wiederkehr des Gleichen* - der analoge Mensch! Der wahrscheinlich genauso bei Kaffee und Kuchen dasitzen wird wie hier und jetzt: **ecce homo/calle romano**

<< Zurück zur Biografie